

Das Eidolon

David Pawn

Copyright © 2013 Michael Siedentopf

Januar

Wenn wir dem Grauen gegenüberstehen, erkennen wir es zunächst in den seltensten Fällen. So erging es auch den Einwohnern des Ortes St. Michael, als das Schreckliche im Januar des Jahres 1992 zum ersten Mal zu ihnen kam. Erst in den folgenden Monaten wurde langsam deutlich, was da über das beschauliche Dorf am Michaelisbach hereingebrochen war. Das neue Jahr hatte mit Schneefall begonnen. Seit dem Neujahrsmorgen waren vier Tage vergangen und es schneite noch immer. Es würde nicht mehr lange dauern und St. Michael war völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Es sah aus, als stecke das ganze Dorf in einer Schachtel voll Watte.

Auf der Straße zogen die Kinder mit ihren Schlitten zum Anger. Dort hatte tags zuvor eine inoffizielle Weltmeisterschaft im Schneemannbauen stattgefunden, die Daniel Seele gewonnen hatte. Gemeinsam war von ihm und seiner drei Jahre älteren Schwester Tilli ein Riese von fast zwei Metern Höhe errichtet worden, der jetzt mit seinen braunen Kastanienaugen nach Süden über den Michaelisbach blickte. Auf der anderen Seite des Baches sah der kalte Geselle die wenigen Autos über die Straße nach Neustadt schlittern. Von Fahren konnte man schon seit Freitag nicht mehr reden. Allerdings konnte sich die Straße nach Neustadt, als Einzige die St. Michael passierte, rühmen, noch benutzbar zu sein. Alle anderen endeten irgendwo kurz nach dem Ortsausgang in einer Schneewehe.

Direkt am Ortsausgang, noch im Blickfeld des Schneemannes lag das Haus der Binders. Um genau zu sein, müsste man sagen, dass es das Haus von Theo Binder war. Seine Frau besaß in der Nähe der Kirche ein weiteres Anwesen, das zu einem Mehrfamilienhaus umgebaut worden war, als die Landwirtschaft nichts mehr abwarf. Früher war dieses Haus der Alptraum Elvira Binders gewesen. Jetzt setzte sie viel Hoffnung darauf, denn jetzt war ein Haus wieder ein Besitz, keine Last.

Theo Binder fegte vor seinem Haus Schnee. Es war eine Sisyphusarbeit, denn immer wieder jagte der Wind Schneewirbel vor sich her über die Straße und deckte die gerade davon befreite Fläche erneut mit der weißen Pracht zu. Herr Binder ging in sein fünfzigstes

Lebensjahr und die Arbeit ging ihm nicht gerade flott von der Hand. Er war Buchhalter in einem Textilbetrieb in Thurm. Er hatte das, was man eine sitzende Tätigkeit nennt. Ausgleichssport war ihm nie ein besonderes Bedürfnis gewesen, also rosteten die Gelenke langsam ein.

Frau Elvira Binder saß vor dem Spiegel ihrer Frisierkommode und überlegte, welches ihrer Kleider sie heute anziehen sollte. Sie hatte vor, mit Theo nach Zwickau zu fahren. Erst wollten die beiden in einem guten Restaurant essen gehen, und danach stand ein Besuch bei Elke auf dem Programm. Elke war die Tochter der Binders. Sie hieß nun schon seit drei Jahren, seit ihrem zwanzigsten Geburtstag, Elke Dombrowski und wohnte mit ihrem Mann in Zwickau. Zwickau war für Frau Binder immer der Inbegriff einer hässlichen, von der Industrie verdorbenen Stadt gewesen. Sie redete seit dem erfolgten Umzug ihrer Tochter daher auch auf diese ein, wieder nach St. Michael zurückzukehren. Jetzt hatte dieser Wunsch auch eine reale Basis gefunden, denn schließlich hatte Frau Binder ein Haus.

Das Haus, mein Gott, wenn sie daran dachte. Noch vor drei Jahren war ihr dieses Anwesen eine solche Last gewesen, dass sie nahe daran war, es für ein Butterbrot zu verkaufen. Die LPG hatte damals großes Interesse gezeigt. Natürlich hatte Rübsamen dahingesteckt. Dieser feiste, rotgesichtige, rotärschige, rotsackige Kerl, der noch immer mit seinem breiten Hintern in ihrem Treppenhaus furzte, wenn er die Stufen rauf fiel, weil er wieder zu viel gesoffen hatte.

Frau Binder brauchte zwei der drei Wohnungen ihres Hauses für ihre Tochter. Im Erdgeschoss könnte Elke sich dann eine Boutique einrichten. Frau Binder wusste genau, dass ihre Tochter von so einer Möglichkeit träumte, seit die Marktwirtschaft Einzug gehalten hatte. Die zweite Wohnung würde dann als Wohnung für die jungen Leute und das Enkelkind (es wurde langsam Zeit) dienen. Frau Binder musste auf Eigenbedarf klagen. Dessen war sie sich ganz sicher. Keine der drei Mietparteien würde freiwillig aus dem ausgezeichnet in Schuss befindlichen Haus ausziehen.

Die Rübsamens wohnten ganz oben. Er war der Parteisekretär der LPG gewesen, bis es keine Partei mehr gab, die einen versoffenen Sekretär nötig gehabt hätte. Bei ihm würde es vielleicht am leichtesten sein, ihn hinauszubekommen. Man musste nur tief genug wühlen, dann würde schon genügend Dreck fliegen. Dieser Kerl war bestimmt bei der Stasi gewesen. Die Familie war sowieso eine Schande für jedes ehrbare Haus. Er trank, sie hurte herum. Es gab wohl keinen Bauern der LPG, der nicht schon diese Stute gedeckt hatte. Wahrscheinlich wartete sie nur darauf, dass ihr Alter endlich ins Gras biss, was bei seinem Lebenswandel nicht mehr allzu lange dauern konnte.

Markus Rübsamen hatte sich gleich nach der Schule von zu Hause verpisst. Es war kein Wunder bei diesen Eltern. Nicht mal die wussten, wo sich ihr Sohn aufhielt, der bereits mit vierzehn im Ort dadurch glänzte, dass er bei jeder Diskoschlägerei dabei war. Einmal hatte ihn die Verkäuferin des KONSUMs dabei erwischt, wie er zwei Flaschen Schnaps mitgehen lassen wollte. Bestimmt saß Markus im Knast. Da war er mit Sicherheit auch am besten aufgehoben.

Du lieber Himmel, warum bin ich nur mit solchen Mietern gestraft, hatte sich Frau Binder schon in früherer Zeit des Öfteren gefragt. Es gab so viele nette, bescheidene, freundliche Leute im Ort und ausgerechnet in ihrem Haus fand man solch ein Panoptikum vor. Nun gut, sie war nach ihrer Hochzeit vor siebenundzwanzig Jahren nicht mehr in der Kirche gewesen, aber war das ein Grund, sie so hart zu strafen? Im Erdgeschoss (diese Wohnung musste sie unbedingt frei bekommen) wohnte Katrin Weiß. Fräulein Weiß wohlgemerkt! Sie würde Fräulein bleiben bis an ihr Lebensende. Es gibt Mädchen, die werden als alte Jungfern geboren, Katrin Weiß gehörte mit Sicherheit dazu.

Wenn Frau Binder versuchte, sich an Katrin Weiß zu erinnern, dann dachte sie immer an einen Fisch. Die Gestalt, die sie vor ihrem geistigen Auge sah, hatte einen rundlichen Kopf, der ohne jeden Übergang auf sehr schmalen Schultern saß. Der folgende Oberkörper verbreiterte sich bis zu den Hüften gleichmäßig. Die Brüste wirkten darauf geradezu unecht, wie angepappte Schneebälle. Unterhalb der Hüften lief der Körper zu den Füßen hin wieder, spitz zusammen. Alles in allem eine Form wie ein Fisch. Aber das war nicht das einzig unschöne an Fräulein Weiß. Ihr Gesicht war sehr blass, die Augen saßen in tiefen Höhlen, so dass dunkle Schatten auf die Jochbeine fielen. Der Blick von Katrin Weiß war daher stets abweisend und böse. Der Mund war verhärmt, Falten, die strahlenförmig von den Mundwinkeln wegführten, ließen das Gesicht wesentlich älter wirken als fünfundzwanzig.

Vielleicht hatte Katrin Weiß eine viel schönere Seele, als ihr Gesicht auswies, aber den Menschen konnte sie diese mit Sicherheit nicht entgegenbringen, denn man mied sie, als haften ein Pesthauch an ihr. Die Leute im Dorf behandelten sie wie eine Hexe. Das einzige Wesen, das ihr wahrlich Liebe entgegenbrachte, war Max. Er war ein prachtvoller Schäferhund, stämmig, aber gut durchtrainiert. Seine Muskeln zeigten Kraft und Lebensfreude. Sein Gebell erscholl selten, doch wenn, so war es energisch genug, andere Hunde im Umkreis zum Verstummen zu bringen. Dieser Max liebte Katrin und vielleicht hatte nur darum auch noch nie jemand wirklich eine Gemeinheit ihr gegenüber begangen. Frau Binder fragte sich, ob Max vielleicht auch Katrins Jungfernschaft geraubt hatte. Wenn überhaupt, war Max der Einzige, von dem sich Frau Binder vorstellen konnte, dass er Katrin Weiß gevögelt hatte. Bei dieser Überlegung musste Frau Binder schallend lachen. Sie stellte

sich vor, wie es Max mit einem gigantischen Fisch trieb, der seine Schwanzflosse in wilder Ekstase hin und her warf. Ihr erschien es eine irrsinnig komische Vorstellung zu sein. Dann plötzlich fiel ihr Theo ein und das Lachen versiegte in ihrer Kehle.

Schließlich wandte sie ihre Gedanken der dritten Mietpartei im Hause zu. Das war die Familie Seele. Die konnte sie wohl schlecht vor die Tür setzen, denn es war eine Familie mit drei Kindern. Natürlich waren drei Kinder eine lästige Lärmquelle im Haus, aber ihre Popularität im Ort würde gewiss darunter leiden, wenn sie versuchte, die Seeles vor die Tür zu setzen. Das würde zweifelsohne schlechte Auswirkungen auf das Geschäft ihrer Tochter haben. Darauf konnte und wollte sie sich auf keinen Fall einlassen.

Frau Binder befestigte vorsichtig ihre Ohrringe mit den Granatsteinen und blickte in den Spiegel. Sie sah mit Sechszwanzig noch sehr ansehnlich aus. Ihre Gesichtshaut war durch intensive Pflege straff und frei von Altersflecken. Die Augen glänzten noch immer hellblau. Das Klimakterium hinterließ weder Spuren an ihrem Körper noch auf ihrer Seele. Sie wusste, dass sie unter den neuen Verhältnissen noch einmal alle Chancen auf eine zweite Blütezeit ihres Lebens hatte. Sie musste es nur richtig anpacken.

Mit diesem Gedanken im Hinterkopf griff Elvira Binder nach einem ihrer Parfümflakons, von denen wenigstens acht vor ihr auf der Kommode standen. Sie wollte nur noch rasch einen Blick in den Spiegel werfen, ehe sie das feine Duftwasser auftrug. Damit begann ihre ganz persönliche Katastrophe.

Vor Elvira Binders Augen verschwamm das sie umgebende Zimmer. Alles wurde unscharf wie ein mit falscher Brennweite aufgenommenes Foto. Nur ihr eigenes Spiegelbild hob sich scharf und kontrastreich von der Umgebung ab. Dieses Bild schlingerte. Es war, als sähe sie sich gar nicht in einem Spiegel sondern in einer Wasserfläche, in die ein Kind Steine warf. Sie sah ihr Gesicht auseinanderfließen und sich wieder zusammenfinden. Aber war das noch länger ihr Gesicht, das Gesicht, an dessen beinahe noch makelloser Schönheit sich gerade erfreut hatte.

Elvira Binders Augen weiteten sich. Ein Schreckenschrei fuhr aus ihr heraus.

„Nein ... Neiiiin!“, schrie sie.

Risse bildeten sich auf dem Gesicht, das dort im Spiegel zu sehen war. Es schien, als öffneten sich Spalten in vertrocknetem Erdreich. Wasser quoll aus diesen Spalten. Dann wurde dieses Wasser rot. Es war Blut. Blut lief aus allen Poren über das Gesicht im Spiegel, das doch Elvira Binders Gesicht war. Das Blut sammelte sich und tropfte von ihrem Kinn.

Die Lippen zogen sich zu einem hämischen Grinsen zurück, gaben den Blick frei auf eine Reihe verfaulten, schwarzer Zähne. Die Zähne wurden aus dem Mund, der sich leicht

öffnete, als wolle das Spiegelbild etwas sagen, herausgeschleudert. Sie prasselten scheinbar von innen her an den Spiegel. Es hörte sich an wie Hagel auf dem Fensterbrett.

Der Mund des Monsters im Spiegel schloss sich wieder. Das Gesicht verlor mehr und mehr seine ursprüngliche Gestalt, doch noch immer war deutlich zu erkennen, dass es einmal Elvira Binder gehört hatte. Frau Binder wagte nicht, ihr Gesicht zu betasten, um zu fühlen, ob Wirklichkeit war, was sie dort im Spiegel sah.

Große Beulen blühten auf Stirn und Wangen auf, platzten wie zu stark aufgeblasene Ballons und schütteten Eiter über das Gesicht aus. Die gelblichen und die roten Fließe in dem Spiegelbild vereinigten sich und tropften unablässig am Kinn ab.

Das Spiegelbild begann zu lachen. Es war ein böses, ein hämisches Lachen, das einer Märchenhexe gehören mochte. Elvira Binder ertrug nicht länger, was sie sah und hörte. Wieder entrang sich ihr ein verzweifertes "Nein!" Dann schleuderte sie den Parfumflakon, den sie die ganze Zeit umkrampft gehalten hatte, in den Spiegel hinein. Es klirrte laut. Scherben fielen nach vorn auf die Frisierkommode und nach hinten auf den Boden. Der Flakon hatte den Spiegel ohne Schaden zu nehmen durchschlagen. Er schlug gegen die Wand, zerbarst dort und streute Scherben und Parfum in alle Richtungen. Ein wegspritzender Scherben verfehlte Elvira Binders Augen nur knapp. Aber es hätte Frau Binder wohl auch nicht gerührt, wenn dieser Scherben getroffen hätte. Sie war wie im LSD-Rausch.

Langsam, fast als genieße sie den Augenblick, griff Frau Binder nach einem großen Spiegelscherben, der auf der Frisierkommode lag. Bedächtig hob sie ihn auf. Sie wollte sich offenbar nicht die Finger verletzen. Dann schnitt sie mit dem Scherben die Pulsader des linken Unterarmes auf. Sie tat es nicht, wie viele es tun, die nur einen Selbstmordversuch vortäuschen wollen, aber Wert legen auf eine Chance gerettet zu werden, also quer zum Arm. Natürlich ist auch in diesem Fall die Möglichkeit gegeben, dass man zu spät gefunden wird und der Blutverlust tödlich ist, aber die Sache ist unsicher. Frau Binder schnitt die Pulsader in Flussrichtung des Blutes über drei Zentimeter auf. Blut schoss aus der sich öffnenden Wunde wie eine Fontäne. Es spritzte ihr ins Gesicht, besudelte die Frisierkommode und den Fußboden.

Frau Binder sah das Ergebnis ihrer Tat und lächelte beseligt wie ein satter Säugling. Sie nahm den Spiegelscherben in die linke Hand. Dann öffnete sie auch die Pulsader an ihrem rechten Arm. Als sie ihr Werk der Selbstvernichtung erledigt hatte, erhob sie sich von ihrem Platz und wankte in Richtung Schlafzimmertür. Blut spritzte nun in alle Richtungen. Es landete auf dem blütenweißen Damastbettbezug, an der teuren Strukturtapete und auf den Möbeln aus massivem Holz. Die Binders waren wirklich nicht arm gewesen. Nur im Herzen.

Immer mehr Blut floss aus den Wunden aus. Frau Binder begann zu wanken. Mit letzter Kraft gelang es ihr noch, die Tür zum Korridor zu öffnen, dann kippte sie wie ein gefällter Baum nach vorn und blieb liegen.

So fand sie etwa fünfzehn Minuten später Herr Binder. Er war in den Korridor getreten, hatte seine Handschuhe auf die Garderobe gelegt, die Stiefel ausgezogen und den schweren Arbeitsmantel an einen Haken gehängt. Danach wandte er sich um und sah die Gestalt im Korridor liegen. Der Oberkörper lag bäuchlings dort, während sich der Teil von den Hüften abwärts noch im Schlafzimmer befand. Im Korridor war verhältnismäßig wenig Blut verspritzt, auch lag er mehr in einem trüben Dämmerlicht, und so sah Herr Binder nicht sofort, was wirklich vorgefallen war. Er nahm an, seine Frau sei aus einem ihm unklaren Grund ohnmächtig geworden. Herr Binder lief mit großen Schritten zu seiner Frau. Er drehte sie auf den Rücken, und nun erkannte er, was wirklich geschehen war.

„Elvira!“, schrie er die Leiche in seinen Armen an. „Warum hast du das getan? Habe ich nicht immer alles gemacht, was du nur wolltest?“

Er schüttelte die Tote wie ein ungezogenes Kind. „Warum? Warum hast du so etwas getan? Antworte mir, Elvira.“

Tränen rannen über seine Wangen und tropften auf das blasse Gesicht der Verstorbenen. Der Blutstrom, der aus beiden Pulsadern noch austrat, war nur noch ein spärliches Rinnsal. Das Herz hatte seine Tätigkeit als Pumpstation bereits eingestellt, der Blutdruck war damit auf null zurückgegangen. Herr Binder warf sich in wilder Verzweiflung über die Tote und umarmte sie, als könne er sie mit seiner Lebenskraft von neuem erwecken. Trauer überflutete seinen Verstand. Er blickte mit tränenverschleiertem Blick in das blutbesudelte Schlafzimmer. Dort erblickte er den zertrümmerten Spiegel, sah die Scherben, die überall herumlagen, und wusste, wie es geschehen war. Sekundenlang starrte er mit hypnotisiertem Blick auf das Bild im Schlafzimmer und sah dabei den Suizid seiner Frau wie in einem Film vor sich ablaufen. Als er sah, wie sie den Spiegelscherben zum ersten Mal ansetzte, um ihre Pulsader zu öffnen, schrie er laut auf, als könne er so aufhalten, was bereits vor einer Viertelstunde geschehen war. Aber das Trugbild hörte ihn nicht, das grausige Schauspiel lief bis zum Ende vor ihm ab.

Herr Binder wusste in seiner Trauer und Verzweiflung nicht, was er tat. Wie trunken erhob er sich, wankte zur Vordertür und dann auf die Straße. Er torkelte die Hauptstraße entlang in Richtung Dorfzentrum und rief dabei fortwährend den Namen seiner Frau, als hätte diese sich lediglich im Ort verirrt und läge nicht ausgeblutet im Türrahmen zwischen Korridor und Schlafzimmer der heimatlichen Wohnung. Ein Auto passierte Herrn Binder, der Fahrer zeigte dem offenbar sinnlos betrunkenen Fußgänger den Vogel, ehe er Gas gab

und sich entfernte. Als Herr Binder in Höhe der Fleischerei Friedrich war, wurden die ersten Dorfbewohner auf sein merkwürdiges Verhalten aufmerksam. Herr Binder galt als sehr korrekter Mitbürger. Man war es von ihm keineswegs gewöhnt, dass er am Sonntagvormittag auf der Straße randalierte.

Februar

Der schneereiche Januar ist von einem frostig kalten Februar abgelöst worden. Das Thermometer zeigt selten Werte über zehn Grad Minus an, in den Nächten sind zwanzig Grad Frost seit einer Woche keine Seltenheit mehr. Der Michaelisbach ist vollständig von einer dicken Eisdecke bedeckt, die täglich viele Kinder zum Schlittschuhlaufen anlockt. Sogar einige der Erwachsenen wagen sich auf das Eis. Der Schnee, der im Januar überreichlich gefallen war, ist zu einer harten Kruste zusammengefroren. An den Straßenrändern türmen sich skurrile Eisberge, die eine leicht schmutziggraue Farbe angenommen haben.

Die Erde ist auf zehn Zentimeter Tiefe hart gefroren. Wer jetzt eine Grube ausheben muss, vielleicht um ein geplatztes Wasserrohr in seinem Garten zu erreichen, hat Schwerstarbeit zu verrichten.

Unumgänglich ist diese harte Tätigkeit auch für Eberhardt Göttig. Er ist von der Gemeinde zur Pflege der Anlagen in St. Michael bestellt und in dieser Eigenschaft übt er gleichzeitig das Amt eines Totengräbers aus. Herr Göttig geht dieser Arbeit schon mehr als fünfzehn Jahre nach. Er hat in manchem kalten Winter dafür gesorgt, dass der eine oder andere liebe Verstorbene seine wohlverdiente letzte Ruhe unter der harten Erde erhielt. Der Winter, so philosophierte Herr Göttig manchmal im Kreise seiner Skatbrüder, ist die Jahreszeit der Toten. Wenn rings die Natur im weißen Leichentuch des Schnees ruht, zieht es auch den Menschen hin zu seinem Ende. Wir sehen aus den Fenstern unserer Häuser die karge, aller Buntheit beraubte Landschaft, sehen grau-braune, endlos scheinende Felder, Bäume, die mit dunklen Klauenfingern verzweifelt in die kalte Winterluft greifen, wir sehen den kleinen Tod der Natur und denken an unseren eigenen. Und wenn wir den Tod rufen, dann erscheint er uns auch. So sah es der fünfzigjährige Eberhardt Göttig, und er erzählte es allen die es hören wollten gern wieder und wieder.

Herr Göttig stand in einer schwarzen Wattejacke auf dem Friedhof von St. Michael. Er stützte seine schwieligen Hände auf den Spaten, mit dem er gerade den härtesten Teil der Arbeit an dem frischen Grab zu seinen Füßen beendet hatte. Natürlich war der eigentliche Aushub bereits am Tag zuvor mit dem neuen Kleinbagger verrichtet worden, aber für den Feinschliff brauchte es noch Handarbeit.

Seine dunkelbraunen Augen blickten an der Kirche vorbei hinunter auf die Hauptstraße von St. Michael. Ein Lieferwagen mit dem Aufkleber einer bekannten Discount-Kette rumpelte vorüber. Er war vermutlich unterwegs nach Neustadt, um seine Waren loszuwerden.

Herr Göttig folgte dem Lieferwagen mit den Augen, bis dieser in Höhe des Erbgasthofs um die große Kurve der Hauptstraße bog und damit aus dem Blickfeld verschwand. Vor dem Erbgasthof stand ein dunkelblauer OPEL-Calibra. Er hatte eine Frankfurter Nummer, Frankfurt/Main versteht sich. Im kalten Licht der Februarsonne glänzte sein Lack verführerisch, er lockte vom ersten Tag seines Auftauchens Schaulustige an. Er war kein besonderer Wagen, kein Gefährt, für das man einen oder mehrere Jahresgehälter hinblättern musste, aber er passte nicht zum Erbgasthof. Das war es.

Der Wagen passte genau so wenig zum Erbgasthof wie sein Besitzer zu St. Michael. Eberhardt Göttig spuckte in die frisch ausgehobene Grube. Dieser Macho, dieser Wessi. Herrn Göttig fiel einfach kein besseres Wort ein, um ihn zu beschreiben. Er hatte ihn zum ersten Mal vor acht Tagen gesehen, als er sich mit seinen Freunden zum allwöchentlichen Skatabend traf. Sie hatten zu fünft am Stammtisch gesessen, da kam dieser junge Schnösel in einem Anzug zur Tür herein, wie ihn Eberhardt Göttig allenfalls zur Hochzeit seines Sohnes Erwin tragen würde, wenn dieser Dummkopf je eine Frau fand. Der Typ aus Frankfurt hatte an einem Tisch am Fenster Platz genommen. Er hatte sich nicht hingesezt, nein, er hatte wahrlich Platz genommen. Vielleicht hatte er erwartet, die Stammtischgesellschaft würde ihm ein Begrüßungskonzert geben. Dieser neue Gast saß dort, als hätte er einen Besenstiel im Kreuz. Er bestellte mit der Grazie einer Ballerina und aß, als wäre er im Ritz, nicht im Erbgasthof. Was wollte so ein Typ in St. Michael?

Herr Göttig schüttelte ratlos den Kopf und setzte seine Arbeit an der Grube fort. Es war das Grab für Dietmar Neubert. Göttig hatte ihn gut gekannt. Sie waren ein Jahrgang. Aber gemocht hatte man den Dietmar in der Schule schon nicht, als der noch in der Bank gesessen hatte. Dietmar war ein Streber gewesen. Einer von denen, die von dem vielen Wissen, das sie haben, keinem auch nur eine Unze abgeben möchten. Wenn es ein Wort gab, das Dietmar Neubert als Schüler perfekt beherrschte, so war es ICH. Ich, ich, immer nur ich.

Später, nach dem Krieg, war Herr Neubert dann selbst Lehrer geworden. Er war mit fünfundzwanzig in die Partei eingetreten und hatte damit seinen weiteren Aufstieg begründet. Erst war er Stellvertreter, dann selbst Direktor der Allgemeinbildenden Oberschule von St. Michael, die im Jahre 1975 unter seiner Leitung den Namen „Juri Gagarin“ erhielt, ein Name, von dem sich die Schule 1990 wieder trennte. Allerdings hatte man sich noch nicht von Herrn Neubert getrennt, der die allgegenwärtige Partei im Herbst 1989 rechtzeitig verlassen hatte, um geläutert in das neue Zeitalter zu schreiten.

Es gab in St. Michael einige Leute, die nicht besonders gut auf Herrn Neubert zu sprechen waren. Besser gesagt, es gab wahrscheinlich kaum einen im ganzen Ort, der diesen

Lehrer wirklich gemocht hatte. Am wenigsten mochten ihn die, die von ihm unterrichtet worden waren. Eigentlich hatte der gewandte Herr Neubert sich immer als Lehrer einer neuen, von Liebe zum Nächsten gekennzeichneten Zeit gegeben, doch in Wahrheit wäre er eher ein guter Lehrer der preußischen Offiziersschule zur Zeit des Alten Fritz gewesen. Hätte es in seiner Macht gestanden, so wäre an der Allgemeinbildenden Oberschule „Juri Gagarin“ von St. Michael die Prügelstrafe eingeführt worden. Die Schüler fürchteten ihn. Er reagierte mit wahren Tobsuchtsausbrüchen, wenn einer der Schüler einmal seine Hausaufgaben vergessen hatte. Wurde innerhalb kurzer Zeit auf eine seiner Fragen mehrmals falsch geantwortet, ließ er den Unterricht im Stehen weiterführen oder er verteilte Tadel wegen Schlafens im Unterricht an den Nächsten, der falsch antwortete.

Oder an einen seiner Lieblinge. Er hatte in jeder Klasse, die er unterrichtete, einen oder zwei besondere Lieblinge, die er mehr oder weniger drangsalierte. Er stellte ihnen Fangfragen, ließ sie zu Themen sprechen, die er noch gar nicht oder vor ewigen Zeiten behandelt hatte. Sie waren stets die Ersten, wenn es darum ging, in Russisch einen auswendig gelernten Text vorzutragen und immer die Letzten, wenn er Noten vergab. Wenn viele, viele Schüler Herrn Neubert nicht mochten, keiner ihn so gut leiden konnte, dass er ihm einen Spitznamen gegeben hatte (vielleicht traute sich auch keiner), diese wenigen Schüler, die Herr Neubert selbst seine Lieblinge nannte, mussten ihn wahrhaft hassen.

Nun war Herr Neubert tot, und Eberhardt Göttig grub an einem eisigen Februartag, einem Tag an dem Vögel erstarrt von den Bäumen fielen, ein Grab für seinen ehemaligen Klassenkameraden. Es fiel Herrn Göttig bei dieser Tätigkeit nicht ein, darüber nachzudenken, warum Herr Neubert am Morgen des 2. Februar mit seinem Wagen von der Straße abkam. Es war ein kalter, klarer Morgen gewesen. Gewiss war die Straße nach Neustadt noch glatt. Aber was wollte der alte Lehrer an diesem Morgen in Neustadt? Es gab in St. Michael nur eine Person, die dies zu sagen vermocht hätte, doch die würde ganz sicher schweigen.

In der Nacht vor Dietmar Neuberts Tod, der Nacht vor dem Februarneumond, war ein letzter feiner Flockenwirbel vom Himmel gefallen. Die Kälte des gerade erst angebrochenen Februars kündigte sich bereits an. Der Frost streckte seine bläulichen Klauenfinger nach der Natur aus, hatte aber nur einen kleinen Zipfel greifen können. Noch leuchtete der weiße Neuschnee in der Dunkelheit der langsam vergehenden Nacht. Es war fünf Uhr in der Frühe. St. Michael lag, bis auf wenige Ausnahmen noch im Schlaf. Vor dem Haus der Neuberts stand der nagelneue TOYOTA-Camry, den Herr Neubert erst im Dezember des

vergangenen Jahres gekauft hatte. Es war ein schöner Anblick. Der weiße Schnee bildete eine feine Decke auf der feuerroten Lackoberfläche des Wagens. Dunkel hoben sich die Reifen vor dem Hintergrund ab. Das Chrom der Radkappen und Stoßstangen blitzte wie poliertes Tafelsilber. Schneewittchen auf vier Rädern stand vor Neuberts Haus. Ein Kauz flog in sein Nest zurück und stieß einen seiner durchdringenden Rufe aus, als er über die Felder flog. Als sich die Wolken am Himmel ein wenig lichteteten, zeigten sich einige langsam verblassende Sterne. Es war ein kalter, aber auch ein schöner Morgen. Ein Morgen so richtig geschaffen für einen Ausflug in den Winterwald des Erzgebirges. Die Tür des Neubertschen Hauses öffnete sich. Herr Neubert trat heraus und blinzelte schläfrig. Er war ungekämmt und unrasiert, aber in einen seiner guten Sonntagsanzüge gekleidet. Man hätte annehmen können, er habe die Morgentoilette in der Hektik eines eiligen Aufbruchs einfach vergessen. Aber so ein unverzeihlicher Fehler wäre dem Lehrer bestimmt niemals unterlaufen. Außerdem sah es nicht so aus, als hätte er es tatsächlich eilig. Mit dem schleppenden Gang eines viel älteren Mannes begab er sich zu seinem neuen Wagen. Dabei murmelte er unverständliche Sätze vor sich hin. Nur einmal hätte ein aufmerksamer Zuhörer das Wort „Auszeichnung“ aufschnappen können.

Immer weiter zogen sich die Schneewolken vom Himmel zurück. Die Sterne blitzten wie die stahlblauen Augen eines grandiosen Westernhelden. Über die verschneiten Felder oberhalb von St. Michael lief ein Rudel Rehe. Sie liefen auf den leicht ansteigenden Feldern dem Wald zu, in jene Richtung, in der auch die Autobahn lag, die Chemnitz und Zwickau verband. „Karl-Marx-Stadt“, hechelte Herr Neubert. Chemnitz hieß schon lange nicht mehr so, und bei klarem Bewusstsein hätte es Herr Neubert auch niemals mehr so genannt. Schließlich wollte er sich nicht nachsagen lassen, er hinge alten Idealen nach.

Dietmar Neubert ließ sich am Steuer seines TOYOTA nieder und starrte einige Sekunden hinaus auf die verschneite Hauptstraße. Sie lag vor ihm wie eine entrollte Binde, so weiß, dass sie steril wirkte.

Herr Neubert begann seine Fahrt in den Tod genau um 5.12 Uhr. Er ließ den Motor an, gab Gas und entfernte sich in Richtung Neustadt, das er jedoch niemals erreichte.

Herr Neuberts zuerst recht ruhige und den Witterungsverhältnissen angepasste Fahrweise wurde bereits kurz nach dem Ortsausgangsschild von St. Michael gestört. Plötzlich lenkte der ansonsten sehr sichere Fahrer seinen Wagen in Schlingelinien über die Straße, so dass ein zufälliger Beobachter geglaubt hätte, der Fahrer dieses Wagens wäre völlig betrunken. Andererseits hätte dieser Beobachter auch bemerken müssen, dass die Schlingelfahrt für einen Betrunkenen zu sicher und gleichmäßig ausfiel. Man konnte an

einen Stuntman denken, der eine schwierige Übung durchführt, um seine Fahrkunst zu trainieren.

Einmal, auf einem längeren, gerade ansteigenden Streckenabschnitt, gab Herr Neubert plötzlich Gas und bremste kurz vor Erreichen der Hügelkuppe abrupt ab, als habe sich direkt hinter dem Hügel plötzlich ein unerwartetes Hindernis gezeigt. Danach normalisierte sich sein Fahrstil für einige Minuten wieder, ehe er erneut begann, den Wagen mal nach links, mal nach rechts ausscheren zu lassen.

Zu dieser Zeit passierte Herr Neubert ein heller GOLF, der in Richtung St. Michael unterwegs war, und dessen Fahrer fassungslos sah, in welcher Weise ihm da ein anderer Wagen entgegen kam. Der Fahrer des GOLF's gab Lichthupe, reduzierte die eigene Geschwindigkeit und lenkte sein Fahrzeug so dicht wie möglich an den Straßenrand. Als der mit hoher Geschwindigkeit über den Asphalt schlingernde Wagen von Herrn Neubert ihn passierte, glaubte der GOLF-Fahrer im ersten Moment zu träumen. Der Fahrer des Zickzack fahrenden Autos hatte mit der linken Hand sein Lenkrad umklammert und gestikuliert mit der Rechten wild in Richtung des Beifahrersitzes. Später wurde im Protokoll aufgenommen, es habe ausgesehen, als kämpfe Herr Neubert mit einem unsichtbaren Gegner auf dem Beifahrersitz.

Als der Wagen Herrn Neuberts den GOLF passiert hatte, geriet er in einer scharfen Rechtskurve völlig außer Kontrolle, kam nach links von der Fahrbahn ab und prallte gegen einen Baum. Der Wagen fing sofort nach dem Aufprall Feuer und explodierte kurze Zeit später. Eine gewaltige Stichflamme schnellte in den kalten Morgen und erleuchtete die Szene der Katastrophe. Der Feuerschein wurde in St. Michael durch eine Frau Wagner bemerkt, die sich auf den Weg nach Thurm machen wollte, wo ihre Schwester wohnte.

Das, was von Herrn Neubert noch geborgen werden konnte, war keineswegs ein erfreulicher Anblick und sollte knappe drei Wochen nach diesem verhängnisvollen Unfall auf dem Friedhof von St. Michael beigesetzt werden. Aus verständlichen Gründen wurde der Sarg verschlossen aufgebahrt. Der völlig verbrannte Körper von Herrn Neubert war gewiss nicht das, was seine Verwandten und die wenigen Freunde sehen wollten, wenn sie ihm die letzte Ehre erwiesen.

Um den Platz für Herrn Neuberts letzte Ruhe zu bereiten, plagte sich Eberhardt Göttig an einem kalten Februartag auf dem ansonsten menschenleeren Friedhof von St. Michael damit, aus der steinharten Erde eine passende Grube auszuheben. Als er seine Arbeit bereits beinahe beendet hatte, ging ihm durch den Kopf, dass es schon seltsam war, dass sowohl Elvira Binder als auch Dietmar Neubert am Tage vor der Neumondnacht eines nicht gerade

natürlichen Todes gestorben waren. Aber er wischte den Gedanken heftig beiseite. So etwas war in seinen Augen dummes Geschwätz, das für alte Weiber taugte, nicht aber für einen gesunden, klar denkenden Mann. Außerdem, Wunder, gute und böse, geschehen zu Vollmond, nicht zu Neumond.

März

Es war der erste Samstag des März. Noch immer lag Schnee entlang der Straße nach Neustadt, doch war dieser inzwischen zu unansehnlichen grauen Batzen zusammengeschmolzen. Trotz des anhaltend kalten Wetters, war Katrin Weiß in bester Laune, denn zum ersten Mal seit langer Zeit, wollte sie den Abend außerhalb der eigenen vier Wände verbringen. Sicherlich wäre sie nicht in solcher Hochstimmung gewesen, hätte sie gewusst, dass es der Abend sein sollte, an dem sie ihren besten Freund verlieren würde.

Es war der Abend an dem sich Martin Güldenpfennig, der schon ein paar Wochen im Erbgasthof wohnte, endlich den neugierigen Dorfbewohnern stellen wollte. Gemeinsam mit Frau Seele, die sich von ihm sehr angetan zeigte, hatte er eine Produktschau organisiert.

Martin Güldenpfennig war 29. Er war in Hanau geboren und aufgewachsen. Unwiderstehlich zog ihn jedoch die Großstadt Frankfurt in ihren Bann. Er liebte von Kindheit an ihre Geschäftigkeit, ihre manchmal in Gigantomanie ausartende Selbstdarstellung als Zentrum des deutschen Handels- und Bankwesens. Er liebte ihre Pracht und ihre Möglichkeiten der Unterhaltung, die ihm umso grenzenloser schienen, je älter er wurde. Mancher Deutsche träumt einen Traum von Freiheit in Amerika, in den Häuserschluchten Manhattans, der Glitzerwelt Las Vegas' oder der Weite von Texas, Martin Güldenpfennig fand, Amerikas Pracht läge mit Frankfurt vor seiner Haustür.

Martin Güldenpfennig hatte Bankkaufmann gelernt. Als solcher hatte er anfänglich auch in Frankfurt gearbeitet, doch bald musste er feststellen, dass ihm dieser Beruf nicht die Möglichkeiten und Freiheiten bot, von denen er träumte. Er suchte eine Tätigkeit, bei der er frei verfügen konnte über Zeit und Umfang der Arbeit, die es ihm in ausreichendem Maße erlaubte, auch die angenehmen Seiten des Lebens zu genießen. Sagen wir es, wie es ist: Martin Güldenpfennig hätte gern sein Geld im Schlaf verdient und es als Playboy verjubelt. Zunächst versuchte er daher, als freischaffender Anlagen- und Steuerberater fußzufassen, doch er musste bald erkennen, dass auch in diesem Fall harte Arbeit nicht zu umgehen gewesen wäre. Zumal er erst am Anfang einer möglichen Karriere stand und daher hart um jeden Klienten kämpfen musste.

Kurze Zeit versuchte er sich als Vertreter für die Enzyklopaedia Britannica, dann lernte er Herrn Bach kennen. Maximilian Bach arbeitete zu jener Zeit bereits über ein Jahr lang als Berater der Firma Nuit de Paris, die Parfum im Multi-Level-Marketing vertrieb. Martin Güldenpfennig kannte dieses Vertriebssystem, er hatte einmal an einem Tupperware-Abend teilgenommen. Aber erst während des Gespräches mit Herrn Bach begriff er, wie einfach es sein konnte, auf diese Weise Geld, viel Geld zu verdienen. Der Osten stand jetzt offen, und

er war ein Feld, das man noch gründlich beackern konnte, da der Boden längst nicht so ausgelaugt war wie im Westen. Also sattelte Martin Güldenpfennig ein weiteres Mal um, wurde Parfüm-Berater und suchte sich ein hübsches Fleckchen im Osten Deutschlands, wo er neue Unterberater werben konnte. Er hoffte, dies in Sachsen im Raum Chemnitz-Zwickau gefunden zu haben, wo er sich sogleich um eine Unterkunft bemühte. Nach mehreren vergeblichen Inseraten in Tageszeitungen des Gebietes wurde ihm endlich ein Haus zur Miete angeboten, wie er es sich vorgestellt hatte. So begab sich Martin Güldenpfennig nach St. Michael. Dort musste er feststellen, dass das angebotene Haus nach seiner Vorstellung noch nicht bezugsfähig war. Also setzte er eine Schar Handwerker auf das Anwesen an und quartierte sich selbst zunächst im Erbgasthof ein.

Als Frau Seele im Erbgasthof eintraf, baute Martin Güldenpfennig bereits seine Musterkoffer im Hinterzimmer des Erbgasthofes auf. Dieses hätte man besser als Ballsaal bezeichnet, aber dieses Wort hätte nicht zu St. Michael und seinen Einwohnern gepasst. Die Musterkoffer waren zwei schwarze relativ große Aktenkoffer, die alles enthielten, was das Herz einer schönheitsbewussten Frau höher schlagen ließ. Kernstück des Inhalts waren zweiundsechzig recht unscheinbar wirkende Glasfläschchen, die Proben der gängigsten internationalen Spitzendüfte enthielten. Allerdings durfte Martin die Namen der Originale nur verdeckt anklingen lassen. Er verkaufte schließlich nur Parfum Nuit de Paris.

Die Namen der Originale aber klangen nicht nur nach Paris, sondern eröffneten der kundigen Dame eine Traumwelt des Duftes, ein Wunderland voll Schönheit und Abenteuer, in dem Liebe und Glück eine ewige Heimat gefunden haben. Laue Winde einer exotischen Sommernacht mischen sich hier mit dem Zauber des unendlichen Ozeans, der machtvoll an hohe Klippen schlägt. Während die Flut zurückbrandet, lässt sie eine Perle und den Duft von Salzwasser zurück. Die Düfte lassen uns durch Blumenhaine schreiten und durch den noch taunassen Farn laufen. Der rauchige Duft einer Goldgräberhütte in den Bergen Alaskas ist hier genauso zu Hause, wie die verspielte Schönheit eines Morgens in den Orangenhainen Floridas. Was die Parfümeure aus Ambra, Moschus und Rosenöl, Nelkenessenz, Vanille und Sandelholz erschaffen, ist eine Welt, die der von Walt Disney gleicht, denn sie hat ihre eigenen Gesetze, ihren eigenen Zauber, und nur wenige können ihm widerstehen.

Als Frau Seele den Erbgasthof betrat, fiel ihr Blick sofort auf die jungen Leute und sie dachte flüchtig: 'Na, wenn das nur nicht noch Ärger gibt.'

Sie saßen bereits seit einer Viertelstunde zu fünft an einem Ecktisch des Erbgasthofes. Alle, auch die beiden Mädchen, trugen schwere, nietenbesetzte Lederjacken und lederne Motorradhosen. Zwei der drei Jungs hatten kurzgeschorenes Haar. Sie trugen Leder- und Kettenarmbänder und jeder ein eisernes Kreuz um den Hals. Die Mädchen hatten ihre Haare

grell gefärbt, kauten auf betont lässige Art Kaugummi und trugen in ihrer ganzen Haltung die Meinung zur Schau, dass diese Welt nur dazu taugte, darauf zu scheißen. Es war schwer vorstellbar, dass sie mit den Jungs an ihrer Seite schliefen. Vielleicht wurden sie hin und wieder von einem der Drei an einer dunklen Straßenecke auf dem Motorrad vergewaltigt, doch mochte ihnen das vorkommen, wie eine Haarwäsche durch die Eltern. Unumgänglich, lästig, aber kein Grund zur Panik. Die fünf warteten auf Peter. Peter war der Anführer ihrer Clique, und ihn vergötterten die Mädchen wirklich. Sie hätten es allerdings nie zugegeben. Wenn Peter es gewusst hätte, sicher hätte er nicht mehr als ein höhnisches Lachen und einen Schlag aufs Maul für sie übrig gehabt. Damit sie wieder auf den Teppich kamen.

Vor dem Erbgasthof standen die schweren, frisierten Maschinen der Fünf. Zwei Honda, eine Jamaha. Sie hatten sie erst im letzten Jahr gekauft. Kein Mensch wusste, woher sie das Geld genommen hatten. Keiner wagte, danach zu fragen. Nur bei Peter Simon war man sicher, dass er das Geld für seine Maschine von seinem Vater bekommen hatte. Er hatte seinem Alten nur scharf in die Pupille geschaut und der war gesprungen wie ein Hase, der den Fuchs wittert.

Die jungen Leute selbst wussten wahrscheinlich nicht einmal, was sie eigentlich darstellen wollten. Sie bildeten eine merkwürdige Mischung aus Rockern, Skins und Punks, die sich nur in einem verschlafenen Dorf herausbilden kann. Sie waren sich nur in einem sicher: Sie wollten nicht sein wie ihre Eltern und diese darum schockieren. Dies verband sie.

Peter Simon war von der ersten Stunde an der erklärte Anführer dieser Bande. Er war es schon als sie noch im Blauhemd zum Fahnenappell erschienen. Alle, nur Peter nicht. Er war es nicht nur, weil er ein Hüne von fast zwei Metern Körperhöhe war, der jeden Gegner spielend über den Kopf stemmen und gegen die Wand schleudern konnte, er war es auch, weil er in seinen Ansichten über St. Michael und die Welt an sich am radikalsten war. Obwohl er durch seine Kraft, seine sportlichen Fähigkeiten und sein südländisches Aussehen, schon frühzeitig viele Mädchenherzen gebrochen hatte, berührte ihn kein Interesse am Sex. Er lebte dafür zu zerstören, was anderen Menschen lieb und wert war. Hulk nannten ihn seine Kumpel ehrfürchtig, und das traf den Kern der Sache.

Als Peter Simon im Erbgasthof eintraf, erschienen auch die ersten Interessenten an Martin Güldenpennings Kosmetik. Sie folgten dem jungen Hünen in gebührendem Abstand. Peter Simon ließ sich am Tisch der anderen fünf Rocker, oder was sie auch sein wollten, nieder, donnerte die Faust der Rechten auf den Tisch und bestellte ein Bier. Diese Bestellung erfolgte so laut, dass der Wirt sie auch noch in der nächsten Querstraße gehört hätte.

„Diese Jugend“, dachte Sylvia Fresenius, die gerade in diesem Moment den Erbgasthof betrat, und verfügte sich in fluchtartiger Manier in Richtung Hinterzimmer. Am Tisch der

Rocker wurde eine Zote gerissen und brüllendes Gelächter erscholl. Sylvia Fresenius war die Mutter von Angelika, die ebenfalls an jenem bewussten Tisch saß.

Langsam, aber stetig füllte sich das Hinterzimmer des Erbgasthofes mit Interessenten an den Produkten von Nuit de Paris. Regina Seele sah eine ganze Reihe bekannter Gesichter und nicht wenige, die sie wahrlich in Erstaunen versetzten. Da war Frau Bellmann, die dickliche Leiterin des Dorfkonzums, die das ganze vergangene Jahr damit verbracht hatte, jedem Kunden zu erzählen, dass sie um die Existenz des Geschäftes bangte. Da war Frau Roth mit ihrer Tochter Elke, beide hatten sich erst kürzlich bei einem Besuch von Frau Seele darüber ausgelassen, wie wenig Vertrauen man den westdeutschen Glücksrittern, wie sie es nannten, entgegenbringen durfte, und Frau Seele dringend davon abgeraten, diese Veranstaltung mit Martin Güldenpfennig durchzuführen. Frau Schneiderei, die Frau des Bürgermeisters, war erschienen und auch Herr Bernheim, der jetzt Direktor der Schule von St. Michael war. Henning und Ilse Martin waren gekommen, die in St. Michael einen gut gehenden Bäcker- und Konditorladen führten. Auch die Flügler entdeckte Frau Seele. Er hatte seit kurzem eine dieser wie Pilze aus dem Boden geschossenen Videotheken. Wenn wenigstens ein paar der Gäste des Abends nicht nur gekommen waren, um ihre Neugier zu stillen oder über sie und Herrn Güldenpfennig herzufallen, so würde es mit Sicherheit ein erfolgreicher Abend werden, dessen war sich Frau Seele sicher. Eine tiefe Ruhe und Gelassenheit durchflutete sie mit einem Male. Sie fühlte sich nicht nur der Situation gewachsen, sondern war jetzt Herr (oder besser Frau) der Lage.

Aus Richtung des Gastraumes vernahm man plötzlich lautes Johlen und wildes, kreischendes Gelächter. Die Dorfrocker hatten offenbar ein ganz besonders lohnendes Opfer für ihre Zoten gefunden. Frau Seele wusste, schon bevor sich die Tür zum Hinterzimmer öffnete, wer im nächsten Augenblick eintreten würde. Es war Katrin Weiß. Sie sah erschöpft aus. Man hätte annehmen können, sie habe einen harten Arbeitstag in einer Gießerei hinter sich, nicht den Weg durch eine einfache Gaststube. Alle außer Martin Güldenpfennig, der in seinen Unterlagen blätterte, starrten zur Tür, so dass sich der Spießrutenlauf der jungen Frau noch ein wenig verlängerte. Endlich fand sie einen Platz an der Wandseite des Raumes. Sie ließ sich auf dem Stuhl nieder und sank in sich zusammen, als fürchte sie, geschlagen zu werden. Erst danach wandte sich die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste der Veranstaltung wieder Herrn Güldenpfennigs Aufbauten auf einer Art provisorischem Podium zu. Dort hatte er seine beiden Musterkoffer auf einem roten Seidentuch dekorativ platziert. Sie standen offen und priesen ihren Inhalt dem interessierten Publikum an. Links und rechts neben den Musterkoffern waren weitere Produktmuster platziert und tanzten einen bunten Reigen um die Gunst der Käufer.

„Ich wollte ja erst gar nicht kommen“, raunte Frau Roth der neben ihr sitzenden Frau Schneiderei zu. „aber eine innere Stimme sagte mir, dass es doch eine interessante Abwechslung wäre.“

„Genau, das habe ich meinem Mann auch gesagt“, erwiderte die Angesprochene mit einer Stimme, die an eine singende Säge erinnerte.

Herr Flügler blickte für einen Moment so konsterniert in die Runde, als bemerke er erst jetzt, wo er sich eigentlich befand. Seine Frau sah ihn nicht weniger erschrocken an und fragte: „Karl, was ist denn los? Ist dir nicht gut?“

„Geht schon wieder“, winkte Herr Flügler ab. „Ich hoffe nur, es dauert nicht zu lange.“

„Hättest ja nicht mitzukommen brauchen“, antwortete seine Frau.

„Wollte ich ja auch nicht“, dachte der Getadelte, vermied es aber, dies laut auszusprechen. Jetzt hatte es auch keinen Sinn mehr zu lamentieren. Er hätte es sich gleich richtig überlegen müssen. Verdammt, warum hatte er es nicht getan?

Martin Güldenpfennig begann mit seiner Produktvorstellung. Nachdem er sich vorgestellt hatte, wobei er jedoch seine geschäftliche Vergangenheit reichlich verklärte, führte er als Erstes die Dekorativkosmetik vor, danach ging er zur Pflegekosmetik über, ohne ewige Jugend zu versprechen. Aber gerade das kam an. Es war glaubhaft, wenn er versicherte, die Cremes würden aus einer Frau von Mitte Vierzig keine Zwanzigjährige machen, aber sie würde die Haut straffen und ihr einige Vitalität zurückgeben, so dass sie auch mit Vierzig noch attraktiv war.

„Sie werden einfach eine jugendliche Vierzigjährige sein“, erklärte er mit gewinnendem Lächeln und gewann.

„Alle Interessierten können von jetzt an gern auch nach vorn kommen. Frau Seele wird sie individuell beraten, während ich den übrigen Gästen weitere Produkte vorstelle. Ich möchte, da ich schon einmal Frau Seele erwähnt habe, nicht vergessen Ihnen zu sagen, dass in Zukunft besonders Frau Seele als ihre Partnerin von Nuit de Paris hier in St. Michael wirken wird. Sie freut sich über jeden Besuch.“

Frau Seele lächelte in eine imaginäre Kamera und nickte Herrn Güldenpfennig zu. Es sah ein wenig gekünstelt aus, aber keiner im Saal bemerkte es.

Je länger Martin Güldenpfennig sprach und seine Produkte anpries, desto mehr Interessierte fanden sich an dem Tisch mit den Musterkoffern ein. Bald konnte Frau Seele die ersten Bestellungen entgegennehmen bzw. Termine für individuelle Beratungen klar machen. Sie strahlte nun aus tiefstem Herzen zufrieden über das ganze Gesicht. So einen Erfolg dieses Abends hatte sie einfach nicht erwartet. Sie hätte sich nicht gewundert, wenn

sie und Martin Güldenpfennig allein geblieben wären. Aber diese Furcht hatte sich natürlich schon frühzeitig zerschlagen, und nun übertraf der Erfolg ihre kühnsten Erwartungen.

Als Martin Güldenpfennig seine Vorstellung beendet hatte, kamen auch die letzten Sitzengebliebenen mit nach vorn. Unter ihnen war auch Katrin Weiß. Sie hatte während des gesamten Vortrages des jungen Mannes aus dem Westen wie gebannt an seinen Lippen gehangen. Jetzt erhob sie sich in einem tranceähnlichen Zustand und ging mit schleppenden Schritten nach vorn. Martin Güldenpfennig wollte sich gerade in Richtung Gastraum entfernen, um für alle Anwesenden je ein Glas Sekt zu bestellen. Der Andrang und Frau Seeles leuchtende Augen versicherten ihn eines vollen Erfolges. Warum sollte er den nicht mit den Kunden gemeinsam feiern? Es würde diese nur anregen, noch mehr zu bestellen.

„Sie machen das toll“, vernahm er plötzlich dicht vor sich eine Stimme. Er hatte sich gerade noch einmal zu Frau Seele umgewandt und wäre so fast mit Katrin Weiß zusammengeprallt. Jetzt blickte er verblüfft in das Gesicht dieses Mädchen.

„Danke“, erwiderte er verwirrt. „Ich freue mich, dass es Ihnen gefallen hat. Interessiert Sie etwas besonders?“

„Entschuldigen Sie, dass ich mich Ihnen so aufdränge. Ich heiße übrigens Katrin. Katrin Weiß. Ich fand all diese Schönheitsmittel bisher eher überflüssig, aber vielleicht sollte ich es doch einmal versuchen. Was sagen Sie dazu?“ Katrin Weiß versuchte ein schüchternes Lächeln. Es fiel eher ängstlich aus.

Martin musterte erst jetzt das Mädchen, das vor ihm stand, näher und erschrak. Es war nicht das Gesicht oder die seltsame Figur dieser Person, die ihm einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ. Nein, da war etwas in den Augen, ein dunkles, unsichtbares Feuer, das nur er spürte und das wie ein Bündel Tentakel nach seinem Verstand griff. Eine Art Wahnsinn sprang ihn aus diesen Augen heraus an.

Martin versuchte diesen Gedanken abzuschütteln und schalt sich einen Dummkopf. Hier vor ihm stand ein einfaches, hässliches Mädchen, das seinen Rat als Schönheitsexperte suchte. Dies war nicht verwunderlich, so wie diese junge Frau aussah, allerdings ließ sich hier mit Kosmetik auch nicht viel erreichen.

„Grundlage jedes guten Make-ups ist die Betonung der eigenen Werte. Sie müssen ihre schönen Seiten erkennen und betonen.“ Martin Güldenpfennig lächelte unverbindlich und hoffte, sein Gegenüber nicht brüskiert zu haben. „... die schönen Seiten erkennen ...“, wahrlich ein Witz bei diesem Mädchen.

„Ich fürchte nur, ich habe keine schönen Seiten“, erwiderte nun auch die Angesprochene, allerdings klang es nicht erbost, sondern traurig, vielleicht auch mit einer Spur Selbstironie.

„Diese Augen“, durchfuhr es plötzlich wie ein Blitz erneut Martin Güldenpfennig. „Ihre Augen“, sagte er dann auch laut. „Sie haben sehr dunkle Augen, die tief in ihren Höhlen liegen. Das gibt ihnen einen tragischen Ausdruck.“ (‚Böse, es wirkt böse!‘) „Sie müssen einen hellen Lidschatten wählen, damit ihre dunklen Augen an Ausstrahlung gewinnen. Sie müssen aus der Tiefe leuchten wie dunkle Edelsteine, dann werden sie auch einen schöneren Ausdruck gewinnen.“

„Klingt gut, wenn sie das so sagen“, erwiderte Fräulein Weiß und probte ihr Lächeln einmal mehr.

„Ja, und ihre Lippen müssen stärker betont werden. Sie sind sehr blass, tut mir leid, es ist halt so, das wirkt schwach, ebenfalls traurig.“

Katrin Weiß probierte ein Lächeln aus. „Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Solche Tipps hat mir bisher noch keiner gegeben.“

„Aber deshalb bin ich doch da. Nun muss ich aber erst mal rüber in die Gaststätte“, entschuldigte sich ihr Gesprächspartner und schob sich an ihr vorbei. „Ich war nämlich gerade unterwegs, um für alle ein Glas Sekt zu bestellen.“

„Oh, wie aufmerksam“, entfuhr es Katrin Weiß in einem Ton, als hätte Martin gesagt, er wolle ihr allein ein Glas Sekt bestellen. Dann hatte sich dieser auch schon entfernt.

Einen Augenblick zögerte Katrin Weiß, dann folgte sie ihm entschlossen. Er war ein so freundlicher, charmanter junger Mann, dass sie seine Nähe wie eine Blume die wärmenden Sonnenstrahlen genoss. Er nahm sich Zeit für sie und bemühte sich, ihre Vorzüge zu erkennen. Katrin Weiß verschwendete keinen Gedanken an die Vorstellung, dass ein Gutteil des Güldenpfennigschen Charmes Geschäftstüchtigkeit war.

Als Katrin Weiß die Gaststube des Erbgasthofes betrat, verspürte sie von der einen zur anderen Sekunde, wie eine panische Angst sie befiel. Sie drückte ihr das Herz zusammen, legte sich als bleischweres Gewicht auf ihre Lungen und hinderte sie am Atmen. Erst begriff sie nicht, woher diese Angst sie angesprungen hatte wie ein heimtückisches Raubtier, doch dann verstand sie.

Sie hörte draußen das Gebell ihres geliebten Max und den Lärm laut knatternder Motorräder. Mit weit aufgerissenen Augen, die Gedanken an Martin Güldenpfennig waren restlos aus ihrem Hirn verdrängt, stürzte Katrin Weiß nach draußen. Dort war Max mit seiner Leine an einer Esche angebunden. Er bellte wütend die jungen Leute an, die den Baum mit ihren Motorrädern umrundeten, immer engere Kreise um ihn zogen, ihn bedrohten.

Peter Simon bemerkte als Erster, dass Katrin Weiß vor dem Erbgasthof erschienen war. Ein breites Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus.

„Schaut mal“, rief er, „da kommt die Prinzessin.“

Die anderen johlten.

„Sie wird ihren Prinzen retten wollen“, brüllte Peter Simon in den sternenübersäten Nachthimmel hinein. „Wer sonst soll ihr auch das Bett warmhalten?“

Wieder antwortete ihm Gelächter. Die Kreise um Max wurden zunehmend enger.

„Ihr Schweine!“, war alles, was Katrin Weiß in ihrer hilflosen Wut über ihre Lippen brachte. Dann sprang sie nach vorn, um sich auf den ersten besten dieser Rocker zu stürzen und ihn von seinem Feuerstuhl zu stoßen. Sie geriet an Peter Simon, der sie mit einer Armbewegung zurückschleuderte, als wäre sie eine Strohpuppe.

Katrin fiel auf ihr Hinterteil. Grölen und Gelächter folgten, als würden sie auf Kommando eingespielt.

„Hast du’s schon mal mit einem Köter getrieben“, fragte einer der anderen Jungen lautstark das Mädchen auf dem Soziussitz.

„Nein“, schrie diese, als gelte es, gegen den Lärm eines Tornados anzubrüllen. Es war ein Wunder, dass dem Fahrer nicht die Trommelfelle platzten.

„Frag Katrin, die kann dir sagen, wie toll das ist.“

Katrin Weiß hatte sich inzwischen wieder aufgerappelt. Sie stürzte in blinder Wut, auf das Motorrad zu, dessen Fahrer sie so schändlich beleidigt hatte. Dieser war bei weitem nicht so reaktionsschnell wie Peter. Die Wucht des Aufpralls, als Katrin mit vorgestreckten Armen auf ihn zustürmte, ließ ihn die Kontrolle über die Maschine verlieren. Sie brach nach innen weg und stürzte. Der Junge konnte zur Seite wegspringen, doch das Mädchen auf dem Sozius, kam nicht mehr rechtzeitig von ihrem Sitz herunter. Sie stürzte gemeinsam mit der schweren Maschine um. Ihr linkes Bein wurde unter dem schweren Fahrzeug begraben und sie schrie schmerzerfüllt auf.

„Du Dreckfotze!“, war Peter Simons Kommentar. Funken stoben aus seinen Augen. „Bis jetzt war es Spaß, du Luder, aber jetzt ist dein Mistvieh dran.“

Mit einer einzigen Bewegung ließ er den Motor seiner HONDA aufjaulen, riss die Maschine herum und hielt nun direkt auf Max zu. Der Hund hatte keine Möglichkeit mehr, dem Angriff auszuweichen. Die HONDA traf ihn in die Flanke und schleuderte ihn ein Stück durch die Luft. Mit dem Geräusch, das ein Sack Lumpen macht, schlug Max auf der Straße auf. Seine Gliedmaßen standen seltsam verkrümmt von seinem Körper ab. Blut lief aus seiner Nase und aus seinem Maul. Die Zunge hing wie ein blauer Lappen aus diesem heraus.

Katrin schrie, als wäre sie selbst von der schweren Maschine Peters gerammt worden. Hass, unbändiger Hass zeigte sich sekundenlang auf ihren Zügen. Zwischen zusammengebissenen Zähnen zischte sie: „Das wirst du bereuen!“

Keiner hatte es gehört. Und selbst wenn, so wäre die Drohung nur der Anlass für eine erneute Lachsalve der Clique gewesen.